

Matthias Herrmann

Zur Relativität sozialer Alltagsnormen

Eine Invarianzhypothese anhand von
Fallbeispielen aus der sozialen Arbeit

VS RESEARCH

Matthias Herrmann

Zur Relativität sozialer Alltagsnormen

VS RESEARCH

Matthias Herrmann

Zur Relativität sozialer Alltagsnormen

Eine Invarianzhypothese anhand von
Fallbeispielen aus der sozialen Arbeit

VS RESEARCH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2010

Lektorat: Dorothee Koch | Britta Göhrisch-Radmacher

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe
Springer Science+Business Media.

www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany

ISBN 978-3-531-16793-0

Vorwort

Seit mehr als einem Jahrzehnt bin ich nun in verschiedenen Bereichen der Jugendhilfe tätig, insbesondere jedoch im Bereich stationärer Hilfen. Mein Alltag konfrontiert mich regelmäßig mit Verhaltensmustern, die für „gewöhnlich“ sozialisierte Menschen sehr eindrücklich sind. Eindrücklich deshalb, weil diese Muster häufig in extremer Weise von der Interaktionsart, die meine Kollegen und ich und wahrscheinlich ein Großteil der Menschen in westlichen Kulturkreisen für „normal“ halten, abweichen. Das Beispiel aus dem Prolog ist sicherlich eines, welches auf eine psychische Erkrankung zurückzuführen ist, darüber hinaus sind es aber insbesondere gewalttätige, „dissoziale“ Interaktionsstrukturen, die den Alltag in der stationären Jugendhilfe kennzeichnen.

Zu Beginn meiner Berufstätigkeit haderte ich oft mit meiner Berufswahl, weil ich mich durch die Devianz der jugendlichen Klienten regelrecht fremdbestimmt fühlte, und zwar in dem Sinne, dass ich es nicht verstehen konnte, wie Menschen dazu kommen, sich so destruktiv und selbstzerstörerisch zu verhalten. Ich konnte keine sinnvollen Verhaltensmotive erkennen oder herleiten. Alles schien so, als ob das Alltagshandeln unserer jungen Klienten lediglich als eine ungerichtete, hilf- und motivlose Reaktion auf das Nicht-partizipieren-können an dem uns geläufigen Normensystem mit all seinen Vorteilen einzustufen wäre. Bei kognitiv etwas stärker begabten Jugendlichen wurde diese Lesart oft noch etwas erweitert, indem wir beispielsweise Gewaltverhalten als gezielten Protest gegen die eben genannte Teilhabeverwehrgung klassifizierten. Und im Zusammenhang ganz erheblicher Abweichungen, wie im Fall des Prologbeispiels, lautete das Erklärungsmuster zumeist resignierend lapidar: „Der ist halt ein bedauernter Kranker.“¹ Auf diese Weise standen sich zwei Systeme gegenüber, die sich nicht nur durch ihren Normmaßstab deutlich unterschieden, sondern es waren zwei Systeme zu konstatieren, in denen scheinbar völlig andere Gesetzmäßigkeiten vorherrschen: auf der einen Seite das System „Erzieher“, welches die „normale“ Welt vertrat, und auf der anderen Seite das System „deviante Jugendliche“. Im Erzieherssystem war die Grundgesetzmäßigkeit gegeben, dass das Alltagshandeln darauf ausgelegt war, die Teilhabe am gängigen Normensystem und dessen Annehmlichkeiten zu sichern. Im Jugendlichensystem hingegen

¹ Um hier möglichen Missverständnissen zuvorzukommen: ich will hier selbstverständlich nicht den Eindruck erwecken, dass ich der Meinung bin, psychische Erkrankungen seien ausschließlich sozio-gen erklärbar.

schienen alle Interaktionen sozusagen frustrationsbasiert zu sein; aus der vermuteten Verzweiflung nicht am gängigen Normensystem partizipieren zu können, wurden die Interaktionen der jungen Menschen als scheinbar unmotivierte Aktionen bewertet.

Denkt man diese Hypothese konsequent zu Ende, dann ist diese Darstellung der sozialen Realität eine, in der es ein bevorzugtes Normensystem gibt, in dem die Gesetze für das Alltagshandeln andere sind, als in allen anderen Normensystemen.

Dies hieße ferner, dass Menschen der nicht bevorzugten Normensysteme völlig anders strukturiert sind, was die Auslöser ihres Verhaltens angeht. In diesen sozialen Kontexten wäre somit stets der wahrgenommene Mangel, das Defizitäre und die Frustration über diesen vermeintlichen Zustand interaktionsauslösend und die beschriebenen Normensysteme wären gar keine solchen, sondern vielmehr „Devianzsysteme“.

Diese Interpretation aus dem Berufalltag heraus, wurde zudem theoretisch durch bekannte Frustrations-Aggressions-Theorien (vgl. Dollard / Dammschneider 1973) und Subgruppentheorien (Schmidt - Denter 1996 und Wolfgang / Ferracuti 1967) gestützt und am Leben gehalten.

Was mich in diesem Zusammenhang jedoch immer zutiefst irritierte, war die Tatsache, dass alle Teilhabeangebote unsererseits von den Jugendlichen stets vehement abgewehrt wurden. Dies und die nagende Frage, ob die betroffenen jungen Menschen vor dem Hintergrund ihrer milieuspezifischen Biographien überhaupt psychisch und teilweise sogar physisch hätten überleben können, wenn sie sich wie „wir“ verhalten hätten, ließ für mich den Riss in diesen theoretischen Konstrukten immer tiefer und breiter werden.

Für mich drängte sich immer mehr die Frage auf, ob es nicht soziale Zusammenhänge gibt, in denen zwar andere Normen des Alltagsinteragierens gelten, jedoch die Aussagen über die generellen Interaktionsauslöser die gleichen sind, wie in den „uns“ vertrauten Alltagszusammenhängen.

Auf der Grundlage dieser Frage begann ich ganz generell darüber nachzudenken, auf welcher Ebene strukturelle Unterschiede zwischen sozialen Systemen erkennbar sind und aber auch ein Augenmerk darauf zu richten, auf welcher Ebene allgemeingültige strukturelle Gleichheiten zu konstatieren sind.

Das Vorwort abschließend möchte ich mich bei meiner Frau Olga bedanken, die mich während der Arbeit an diesem Buch ertragen und unterstützt hat. Ebenso bedanke ich mich bei meinem Neffen Kemo, der die Abbildungen für diese Arbeit angefertigt hat. Nicht zuletzt gilt mein Dank Frau Britta Göhrisch-Radmacher vom VS Verlag, die mir bei der Erstellung einer druckfähigen Version meiner Arbeit sehr geholfen hat.

Matthias Herrmann

Inhaltsverzeichnis

Prolog	11
1 Einleitung	13
2 Einbettung sozialer Alltagsnormen in einen Bezugsrahmen	25
2.1 Normative Bezugssysteme des Alltags	25
2.1.1 Arbeitsdefinition des Systembegriffs.....	27
2.1.2 Unterschiede zwischen Bezugssystem und der Lebenswelt bei Habermas	30
2.1.3 Was ist soziales Alltagsinteragieren und was ist Interaktionserfolg?	35
2.2 Einordnung der Bezugssysteme in ein Mehrebenenmodell.....	43
2.3 Zur Nichttrennbarkeit bestimmter Größen.....	49
2.3.1 Habituelles und kommunikatives Alltagsinteragieren	49
2.3.2 Normativer Sinn und normative Ethik	53
2.3.3 Ursachen und Motive.....	59
3 Postulate und Prinzipien einer Invarianzhypothese	65
3.1 Das Postulat der Relativität.....	65
3.2 Invarianz des Interaktionserfolges als Bewertungsgröße.....	69
3.3 Die Verbundenheit scheinbar trennbarer Größen.....	70
4 Analogie	75
4.1 Die spezielle Relativitätstheorie: Entwicklung und Grundprinzipien	77
4.2 Die Situation der Sozialwissenschaften analog zur theoretischen Physik	80
4.3 Die zentralen Begriffe der SRT und ihre analogen Entsprechungen.....	87

5	Praxisbeispiele.....	107
5.1	Zusammenfassung der Methodischen Problemlage.....	107
5.2	Jugendliche Gewalt als normatives Modell	109
5.2.1	Gewaltnormgenese.....	111
5.2.2	Das Weltbild von TOM	118
5.3	Psychische Erkrankungen als normative Modelle	126
5.3.1	Die Schizophreniegenese als Beispiel für normative Systemübergänge.....	131
5.3.2	Das Diabolo-Modell und seine normative Lesart	134
5.4	Pädagogische Grundhaltungen als Ausfluss normativer Modelle....	141
6	Auswirkungen wissenschaftlicher Fehlkategorisierungen	149
6.1	Vorstellung der Forschungsarbeit	149
6.1.1	Computersimulationen in den Sozialwissenschaften	150
6.1.2	Zellularautomaten	152
6.1.3	Der Simulationsgegenstand	154
6.1.4	Einsatz des Zellularautomaten	156
6.1.5	Ergebnisse, Problemanalyse und Modellmodifikationen.....	159
6.2	Exemplarischer Wert des Forschungsverlaufes	166
7	Fazit.....	169
7.1	Einflussbereich phänomenologische Methodik	169
7.1.1	Themenfeldbezogene Schlussbemerkung	173
7.2	Einflussbereich pädagogische Handlungsfelder	174
7.2.1	Themenfeldbezogene Schlussbemerkung	182
7.3	Einflussbereich normative Ethik.....	183
7.3.1	Themenfeldbezogene Schlussbemerkung	185
7.4	Schlussplädoyer für die analoge Darstellung.....	187
	Literaturverzeichnis	191
	Sachindex.....	197

Abbildungen

Abb. 1: Arten der Bezugssystemstrukturierung.....	104
Abb. 2: 3-Phasenmodell nach Ciompi	132
Abb. 3: Diabolo-Modell nach Nouvertné.....	135
Abb. 4: Simulationsergebnis des ZA12	160
Abb. 5: Simulationsergebnis des ZA12	161
Abb. 6: Simulationsergebnis des ZAGABI.....	163
Abb. 7: Simulationsergebnis des ZAGABI.....	164
Abb. 8: Simulationsergebnis des ZAGABI.....	164

Prolog

„Herr Dr. Herrmann, und alles was nun folgt, schreibe ich nicht ohne Nachdruck und mit Verlaub: Herr Herrmann, Sie sind ein elendiger Dieb! Sie stehlen mir mein Leben. Vertilgen meine Freiheit, meine Autonomie. Sie verschlingen meine Lebenslust und Daseinszeit. Tag für Tag, Stunde um Stunde, um es abzukürzen: kleinste Zeiteinheit um kleinste Zeiteinheit. Optionsvernichter, Chancenverbrenner, Unterdrücker meines freien Willens; um nicht zu sagen: zehrendes Feuer an meiner Luft zum Atmen. Sie Leichentuch, das alles Kreative umhüllt, um es zu ersticken. Ihr Gift namens Autorität lähmt meinen Verstand und Dummheit, wie auch Ignoranz sind Ihre fahlen Steckenpferde, obgleich einem überlegenen Wesen gegenüber nichts angemessener ist, als das Gefühl geistiger Inferiorität und tief empfundene Insuffizienz. Undankbarer! Auf hohem Rosse dahin reitende Arroganz – Abwesenheit von Demut!

Bohrender Kopfschmerz, Fieberwahn, Seelenpein – Blut, Schweiß und Tränen – überschwängliche, Kräfte zehrende Schaffensfreude. Meine Mannen, meine treuen Gefolgsleute, gleichsam klug und folgsam, haben diese Entbehrungen mit mir unter meiner führenden Hand vollbracht und mit mir die Freude am Kreieren brüderlich geteilt. Haben Rückschlägen und Schlaflosigkeit trotzig ins Gesicht gelacht. Nur, um des einen hehren Zieles Willen. Nur, um Reines und Edles zu vollbringen. Nur, um unseren zutiefst philanthropischen Neigungen nachzugehen – nicht etwa aus einem schnöden Zwang heraus, nein, aus unserem uns eigenen, in uns wohnenden Bedürfnis heraus, Großes und Göttliches zu erschaffen.

Nie hätten wir mit solch niederträchtiger Undankbarkeit gerechnet – geblendet vom hellen Licht des Erfolges, geblendet von der Erhabenheit des Momentes. Nebel der Glückseligkeit. Freudentrunkene Verstandsverkleisterung. Verschwitzt-zufriedene Erschöpfung gepaart mit dem Wunsch nach einem Moment geistigen Verharrens, des Hohlseins – der Kopf als Resonanzkörper. All das müssen wir uns, nein, muss ich mir als federführender Schöpfer vorwerfen. Verflucht sei der Tag Ihrer Geburt! Verflucht sei der Moment, als ich Ihnen Leben einhauchte! Ich hatte die Vision, den perfekten Empathen, den perfekten Pädagogen zu erschaffen. Und so schuf ich Sie. Kompletter und tiefer kann sich Scheitern nicht anfühlen, beißender Schmerz durchfuhr mich, als Sie die Hand schlugen, die Sie erschuf, als mein eigenes Fleisch und Blut seine totenblasse Faust gegen mich erhob. Um es kurz zu machen: Herr Herrmann, ich nehme es Ihnen über die Maßen übel, dass sie mir heute meinen sauer verdienten Lohn aus

offenbar niederträchtigen Motiven heraus verweigern, wo Sie als Teil meiner, auch wenn Sie des Erkennens nicht fähig sind, doch zumindest instinkthaft spüren müssten, dass meine Schaffenskraft, meine Inspiration zu versiegen drohen – wenn ich nicht umgehend was zu Rauchen kriege.“²

² Dies ist ein Brief des Heimbewohners „Stephen“ (Name anonymisiert). Er übergab mir dieses Schreiben auf meinen Einwand hin, dass ich ihm kein Taschengeld auszahlen könne, weil er für diesen Monat bereits alles verbraucht habe. Er hatte offenbar vor, sich von diesem Geld Zigaretten zu kaufen (Brief vom 06.11.07).

1 Einleitung

Dass soziale Phänomene und die ihnen zugrunde liegenden Normen relativistisch betrachtet werden müssen, weil Menschen die Welt unterschiedlich wahrnehmen und verarbeiten und, dass somit eine Vielzahl an Interaktionsvarianten zu konstatieren sind, erscheint auf den ersten Blick banal. Nicht weniger alltäglich ist die Erkenntnis, dass allzu globale Aussagen zu Normen und Werten zu relativieren sind. Angenommener (Alltags-) Konsens hinter dieser Erkenntnis ist, dass es viele verschiedene gesellschaftlich akzeptierte Normvariationen gibt. Normative Relativität bedeutet hier demnach zunächst nichts weiter, als die Abhängigkeit sozialer Normen vom sozialen Kontext, vom kulturellen Zusammenhang.

Was diesen Überlegungen jedoch fehlt, ist herauszustellen, wie soziale Gesetzmäßigkeiten auszusehen haben, um beim Wechsel von Normsystemen konstant gültig zu bleiben, die folglich unabhängig vom normativen Kontext ihre Gültigkeit behalten. Beim Wechsel zwischen Normsystemen, die normativ nur gering voneinander abweichen, ist es vergleichsweise einfach, gleichermaßen interaktionssteuernde Gesetze anzunehmen. Der Anspruch dieser Arbeit ist es jedoch zu zeigen, dass man auch Systemübergänge bei großen normativen Abweichungen beschreiben kann, ohne das Prinzip der Gleichwertigkeit der Systeme fallen zu lassen. Nur so lässt sich nämlich verstehen, dass zum einen kontextabhängige Normen die *wirklich* objektiven interaktionssteuernden Prämissen eines Normkontextes sind und zum anderen, dass es Aussagen gibt, die unabhängig von diesem Kontext gültig sind.

Ferner scheinen solch trivial erscheinenden Relativierungsaussagen eine recht lange „Sickerungszeit“ zu benötigen, da sie gerade in den Handlungsfeldern der Sozialpädagogik alles andere als verinnerlicht sind, dies erlebe ich Tag für Tag im Rahmen meines beruflichen Handelns.

In seiner unstrukturiertesten Deutung wird der Begriff „Relativ“ hier häufig mit „beliebig“ gleichgesetzt, in der Form, dass menschliches Verhalten beliebig, also völlig unabhängig von einem Bezugsrahmen, viele normativ unterschiedliche Formen annehmen kann.

Ein weiterer Trugschluss ist es, anzunehmen es gelte auch für erheblich voneinander abweichende Normsysteme eine überall gleiche Norm, was dazu führt, dass die Abweichung als solche überhaupt nicht erkannt wird und lediglich als normimmanente kritische Auseinandersetzung mit einer bestimmten Norm gedeutet wird. Beobachtete „Devianz“ wird so als Teil des „Normalen“ definiert.

Ebenso gegenstandinadäquat ist, wenn normativ „angemessenes“, konformes und somit in diesem Sinne pädagogisch wünschenswerte Verhaltensnormen als etwas selbstverständlich Absolutes verstanden wird. Alle anderen stark davon abweichenden Normmaßstäbe lassen sich dieser Logik folgend zwangsweise als defizitäre Abweichungen kategorisieren.

Dieses „Relativieren des Relativierens“ mag zum einen an den häufig erheblich gegeneinander „verrückten“ Normmaßstäben liegen, denen Sozialarbeiter in bestimmten Arbeitsbereichen (und die Menschen mit denen sie dort arbeiten), ausgesetzt sind. Das im Prolog angeführte Beispiel ist in diesem Kontext ein Extremfall von „Normabweichung“ zwischen Beobachter und Beobachtungsgegenstand. Solche Situationen sind für beide Vertreter voneinander abweichender normativer Grundlagen schwierig, und zwar in dem Sinne schwierig, dass beide Seiten nicht in der Lage sind, zu akzeptieren, dass es sich beim Verhalten des Gegenübers um sinn- und zufriedenheitstiftendes, normales Alltagsinteragieren handelt. Das Handeln des Anderen wird in solchen Fällen oft als die Abwesenheit jeglicher Normen wahrgenommen.

Zum anderen ist die Versuchung groß, anzunehmen es gäbe ein einziges „Normalsystem“, in dem andere Gesetze der Interaktionsregulation, als in allen anderen „devianten“ Systemen gelten, wenn man täglich damit beschäftigt ist, junge Menschen alltagstauglich für ein bestimmtes Normensystem zu machen. Für die meisten Menschen scheint das Relativieren von sozialen Normen demnach nur bis zu einem gewissen Grad des „Verrücktseins“ der Normmaßstäbe zu funktionieren; alles, was über „beobachternahe“ Devianz hinausgeht, wird als völlig andersartiger, nomologischer Raum definiert. Vielfach fällt den Beobachtern dann nichts weiter ein, als den Anderen schlicht defizitär - abwertend als krank zu bezeichnen.³ Ohne Zweifel ist es im Zusammenhang der Jugendhilfe wichtig zu wissen, welches normative Verhalten für die weitere Zukunft der Jugendlichen erfolgsversprechend ist. Allerdings ist es eine Fehlannahme, vorauszusetzen, dass in den sozialisatorisch relevanten Herkunftssystemen junger Menschen völlig andere Grundprämissen zur Herausbildung einer bestimmten Interaktionsnorm existieren, als innerhalb der pädagogisch erwünschten Welt. In diesem Kontext ist die Herausstellung des Unterschiedes von Normaussage und allgemeinem Gesetz von zentraler Bedeutung. Erstgenannte sind abhängig vom

³ In diesem Zusammenhang ist der Text „K. ist geisteskrank“ von Smith zu erwähnen, der aufzeigt, wie schnell die Etikettierung eines Individuums als „geisteskrank“ durch sein soziales Umfeld zum stigmatisierenden, übergestülpten „Zwangshabitus“ werden kann (vgl. Smith 1976, S. 386-415). Ferner wird im Fall von psychischen Erkrankungen oft vergessen, dass auch hier alltäglich, also auf der Basis von Alltagsnormen und intentional gehandelt wird; auch, wenn dies auf den ersten Blick nicht immer ganz offensichtlich ist, da aus Beobachtersicht die eigenen milieuspezifischen Normen als Bewertungsgrundlage herangezogen werden.

Normsystem und somit variant, nächstgenannte beziehen sich gleichwertig auf alle Systeme und sind somit invariant. Arbeiten Pädagogen auf der Basis der analytischen Unschärfe der Verwischung oder Vertauschung dieser Unterscheidung, entsteht daraus auf der Umsetzungsebene folgendes: Schlechte Arbeit (vgl. dazu Fußnote 11).

In den seltensten Fällen hat man es als Sozialpädagoge nämlich mit Menschen zu tun, die aus der Wahrnehmung heraus, an einem vermeintlich bevorzugten Normalsystem nicht partizipieren zu können oder zu dürfen, frustriert wären und somit in der Folge entweder dankbar jede Integrationshilfe annähmen oder sich gekränkt bewusst aggressiv gegen das „unerreichbare“ *Normalsystem* wenden würden. Nein, man hat vielmehr vielfach mit Menschen zu tun, die bestimmte Normmaßstäbe habituiert haben, die für sie in „ihrer“ sozialen Welt durchaus Sinn mach(t)en, manchmal sogar einzige Überlebensoption darstell(t)en. Diese Maßstäbe haben dann oft mit denen des pädagogisch gewünschten „Normalsystems“ nichts gemein und wenden sich scheinbar gegen die dortigen Normen und Werte, ohne, dass allerdings „sinnlos-destruktive“ Grundmotive zu konstatieren sind. Diese Erkenntnis ist von großer Bedeutung, um als Pädagoge sinnvoll und erfolgreich zu arbeiten.

Im Kern soll diese Arbeit also ein Versuch sein, zu zeigen, dass soziale Normen im auch Fall von extremsten Normabweichungen zu anderen gleichwertig sind, also zu relativieren sind. Es soll aber auch zu erfasst werden, was nicht relativ ist, welche nomologischen Aussagen immer konstant bleiben, ganz gleich wie „verrückt“ das Interagieren des Beobachteten auch wirken mag; daher auch die Bezeichnung „Invarianzhypothese“ im Untertitel der Arbeit.

Etwas konkreter ausgedrückt beschäftigt sich diese Arbeit somit mit der Frage: Welcher Art müssen Gesetze sein, die menschliches Alltagsinteragieren steuern, um auch bei starker „Devianz“ allgemeingültig zu sein und wie lassen sich nur partiell gültige normative Aussagen von diesen Gesetzen unterscheiden? Insofern sind die hypothetischen Aussagen dieser Arbeit weniger inhaltlicher Natur, sondern vielmehr Aussagen darüber, anhand welcher *vorstrukturierenden theoretischen Methode* inhaltliche Aussagen über das Alltagshandeln formuliert werden müssen. Es geht folglich grundsätzlich um die Fragestellung, auf der Basis welcher theoretischen Struktur empirische Erhebungen und theoretische Aussagen inhaltlicher Natur auch im Fall von stark abweichenden Normen überhaupt gegenstandsadäquat sind.

Meine Überlegungen stelle ich im 2. und 3. Kapitel dieser Arbeit zunächst vor. Im 2. Kapitel definiere ich den Bezugsrahmen für Alltagsnormen und Alltagsinteragieren und im 3. Kapitel nenne ich die Postulate und Prinzipien der Hypothese.

Im 4. Kapitel begründe ich, warum man eine Invariantenhypothese bzw. eine relativistische Betrachtung von Alltagsnormen, wie im Untertitel angekündigt, „naturanalog“ herleiten kann. Diese Analogie ist deshalb erst nach der Zusammenfassung der Postulate und Prinzipien platziert, weil solche Analogieschlüsse oft abschreckend oder schlicht zu „abenteuerlich“ wirken, wenn sie nicht zunächst inhaltlich begründet wurden.

Zum Zweck der besseren Anschaulichkeit und der empirischen Untermauerung, folgen nach der Zusammenfassung des theoretischen Kontextes und der analogen Herleitung von Postulaten im 5. Kapitel dieser Arbeit praktische Beispiele aus meiner beruflichen Tätigkeit. So sind es doch gerade die Verhaltensnormen, die man aus einer „bildungsbürgerlichen“ Perspektive als deviant bezeichnet, die zu einer Relativierung der Normmaßstäbe, aber auch zur Formulierung invarianter, im Sinne *kovarianter*⁴ Gesetzmäßigkeiten anhalten, wenn man die auf diese Art interagierenden Menschen wirklich verstehen will.

Im 6. Kapitel unterstreiche ich die Notwendigkeit meiner Überlegungen durch die Vorstellung eines experimentellen, methodenreflektierenden Forschungsprojekts, an dem ich im Rahmen meiner Dissertation (Herrmann 2008) beteiligt war. Methodenreflektierend bedeutet in diesem Fall konkret, dass ich bestimmte Computersimulationsprogramme der Forschungsgruppe COBASC daraufhin testete, inwieweit diese Techniken in bestimmten Handlungsfeldern der Sozialpädagogik erfolgreich eingesetzt werden können. Die ersten Ergebnisse dieses Projektes verleiteten beinahe zu falschen Schlüssen in Bezug auf die Gegenstandsadäquatheit der thematisierten Simulationsmethoden, da sie der empirischen Testung nicht Stand hielten. Erst eine Änderung der Simulationsprämissen in Form der kategorialen Unterscheidung, zwischen dem was allgemein, also invariant interaktionssteuernd und dem was nur partiell normkontextabhängig relevant ist, brachte die Wende. Im Folgenden möchte ich meine grundlegende Intention, die vorliegende Arbeit zu schreiben darlegen.

Tagtäglich sind meine Arbeitskollegen und ich berufsbedingt den extremen Folgen sozialer und psychischer Prozesse, beispielsweise gewalttätigem oder „verrücktem“ Verhalten, ausgesetzt und müssen uns möglichst professionell dazu verhalten. Aus dem Anspruch heraus, diese Professionalität auch erfüllen zu können, fragten sich meine Kollegen und ich ständig, welche Gesetzmäßigkeiten liegen „devianten“ Verhaltenweisen zu Grunde? Bedeutet extrem abweichendes Verhalten zwangsweise, die Abwesenheit von Normen und Werten und die Anwesenheit einer Krankheit im Sinne von defizitär-abnorm? Oder aber sind bei „devianten“ Interaktionsmustern und diagnostizierten seelischen Erkrankungen immer auch sinnvolle und erfolgsorientierte Motive zu unterstellen?

⁴ Der Begriff der Kovarianz wird in Kapitel 3 konkret erklärt.

Im Laufe meiner Überlegungen kam ich zu dem Schluss, dass es nötig ist, eine Unterscheidung von nomologischen Aussagen in Bezug auf deren Gültigkeitsbereich möglich zu machen. Im Zuge dessen muss definiert werden, welche Aussagen auch im Fall großer „Devianz“ weiterhin gleichwertig „überall“ gelten und welche nicht invariant sind, also welche vom jeweiligen Gegenstand abhängen. Dies sind Gedankenschritte, die dem Prinzip der Relativität folgen – alle weiteren Konkretisierungen sind aus diesen grundsätzlichen Schlüssen abgeleitet.

Das Grundprinzip der Relativität ist bereits seit der Renaissance in wissenschaftlichen Denkmodellen etabliert und zwar in der Form, dass das mittelalterliche monozentrische Weltbild durch ein polyzentrisches ersetzt wurde.

Der Erkenntnis- und Handlungsgewinn einer solchen relativistischen Betrachtungsweise ist sicherlich, dass auf diese Weise für den Fall großer Normdevianz überhaupt erst gegenstandsadäquate objektive analytische Aussagen und professionelles (pädagogisches) Handeln möglich sind. Ein objektivistischer Realitätszugang würde so entarnbar und könnte folglich methodisch vermieden werden. Das heißt man könnte mit einem solchen Hypotheseninstrument perspektivische Verzerrungen, die sich aus der persönlichen Perspektive des Forschers, Theoretikers, aber auch des Pädagogen ergeben, indem von diesen vorgegeben wird, was für den jeweiligen Gegenstandsbereich objektiv zu sein hat, als solche erkennen und entsprechend berücksichtigen. Das Problem gegenstandsferner, objektivistischer Ergebnisse und Aussagen auf der Basis der „Leitdifferenz“ (vgl. Matthes 1992), durch die

„zwischen „objektiver Realität“ und „subjektiver Erfahrung“ stillschweigend vorgegeben wird, was für die Erforschten überhaupt erfahrbar sein kann bzw. in welchem Rahmen eine empirische Analyse dieser Erfahrungen stattzufinden hat (Bohnsack u. a. 1995, S. 8).“

würde durch eine solche realitätsadäquate theoretische Vorstrukturierung somit lösbar. Die Leitdifferenz würde auf diese Weise nämlich als theoretisch-methodisches Problem beschrieben und nicht als Folge absoluter Gegebenheiten und theoretisch-methodische Probleme sind – im Gegensatz zu absoluten Gegebenheiten - prinzipiell lösbar. Insofern ermöglicht eine relativistische kategoriale Rahmung qualitativer Forschungen, dass diese nicht auf das Erkennen des „Subjektiven“ reduziert werden, und dass das vermeintlich „Objektive“ nicht mehr oder weniger reflektiert gegenstandsunabhängig vorausgesetzt wird.

Die Forderung nach einer relativistischen Beobachtungsperspektive oder zumindest nach einem verstehenden Zugang zu fremden Gegenstandsbereichen

der sozialen Realität im Sinne einer Perspektivenreziprozität⁵ ist insbesondere im Bereich der Kultur vergleichenden Forschung⁶ und interkulturellen Pädagogik sicherlich nichts Neues, so postuliert Wernicke:

„Wer mit Individuen arbeitet, die in einer anderen Kultur aufgewachsen sind (z.B. in einer anderen Familie, in einem anderen Ort oder Land, letzten Endes mit Mitmenschen überhaupt), sollte also eine doppelte Bewertung leisten: die der Kultur der Bewertenden und die Kultur des Bewerteten. Diese Bewertung sollte mit zum pädagogischen Alltag gehören“ (Wernicke 2004, S. 6).

Watzlawik u. a. formulieren:

„In Ermangelung einer brauchbaren Definition psychischer Normalität ist auch der Begriff der Abnormalität undefinierbar (...). Vom Standpunkt der Kommunikationsforschung ist die Einsicht unvermeidbar, dass jede Verhaltensform nur in ihrem zwischenmenschlichen Kontext verstanden werden kann und, dass damit die Begriffe von Normalität und Abnormalität ihren Sinn als Eigenschaften von Individuen verlieren“ (Watzlawik u. a. 1969, S. 48).

Wichtig in diesem Kontext ist meines Erachtens, dass eine solche Perspektiven-transformation nicht nur im Zusammenhang unterschiedlicher kultureller Makrostrukturen zur Anwendung kommt, sondern auch in Bezug auf unterschiedliche Normen des Alltages. Wernicke führt hierzu weiter aus:

„Denn man sollte dabei nicht nur an verschiedenste Makrokulturen (Individuen bzw. Gruppen aus fernen Ländern), sondern an die alltägliche Verschiedenheit zwischen einer Straße und der nächsten denken“ (Wernicke 2004, S. 6).

In Bezug auf die zuvor vorgestellten relativistischen Ansätze und die vorzustellende Invarianzhypothese ist auszuführen, dass es aber auch kritische Stimmen gibt, was das Prinzip „kultureller, ethnologischer und soziologischer Relativismen“ (vgl. Stagl 1992, S. 145-178) angeht. Stagl kritisiert in diesem Kontext völlig zu Recht einen Relativismus, der soziokulturelle Normen an sich beliebig

⁵ Die Perspektivenreziprozität ist die Fähigkeit die Perspektive, den normativen Alltagsstandpunkt eines anderen Individuums einzunehmen. Diese Fähigkeit ist Grundvoraussetzung für gegenseitiges Verstehen. Aus der Sicht des Sozialforschers ist die Reziprozität der Perspektive die entscheidende Bedingung, um auf dieser Basis Aussagen über lokal gültige normative Objektivitäten formulieren zu können. Diese Grundidee ist insbesondere auf Mead (1980 u. 1983) und Schütz (1971a, 1971b, 1972 u. 1974) zurückzuführen.

⁶ Matthes führt in diesem Kontext aus, dass das Erfahren eines Forschers immer „ein Erfahren der Erfahrung anderer“ (Matthes 1992, S. 97) sei.

erscheinen lässt⁷. Normen entstehen nicht beliebig und auch sind die interaktiven Auswirkungen von (kulturellen) Normen, wie z. B. wissenschaftliche oder kulturelle Leistungen oder ethische Werte nicht per se gleichwertig. Eine solche Behauptung wäre in der Tat als „jovial-egalitär“ (Stagl 1992, S. 152) zu bezeichnen. Ein derartiges egalisierendes Verständnis von sozialer Relativität hat, wie zuvor allgemeiner angedeutet, entscheidende Mängel: es fehlen zum einen die global gültigen normensystemunabhängigen Gesetzmäßigkeiten, die in allen Normensystemen gleichermaßen invariant gültig sind, zum anderen fehlt eine invariante Bewertungsgröße, anhand derer die Gleichwertigkeit verschiedener lokal gültiger Normen ebenso deutlich wird. Es macht nämlich sicherlich keinen Sinn, zu behaupten, dass menschliche Leistungen immer gleichwertig sind; hier gibt es deutliche Unterschiede (vgl. nächster Absatz). Es reicht m. E. ferner nicht aus, wie z. B. bei Watzlawik u. a. (1969; s. o.) darauf hinzuweisen, dass Devianz und Konformität nur vor dem Hintergrund des sozialen Kontexts festgelegt werden können. Dies ist unbezweifelbar so, allerdings bleiben solche relativistischen Modelle stets schuldig, Aussagen darüber zu treffen, worin genau die Gleichwertigkeit der voneinander abweichenden sozialen Kontexte zu begründen ist. Auch diesen Modellen fehlt, genau wie dem anfangs genannten Alltagskonsens zu sozialer Relativität, folglich eine Abgrenzung zwischen rein normativen und gesetzmäßigen Aussagen, also dem, was, bei aller Kontextabhängigkeit, absolut gültig bleibt. Erst eine solche Strukturierung lässt jedoch erkennen, welcher Art übergeordnete Gesetze, trotz der Normabweichung, um in allen sozialen Kontexten gültig zu sein. Zudem fehlt den genannten Ansätzen eine genaue Definition des sozialen Bezugsrahmens; die wagen Umschreibung dieser Zusammenhänge als „Milieu“ oder „zwischenmenschlicher Kontext“ sind unzureichend. Auch fehlt die oben genannte adäquate Bewertungsgröße, eine für jeden Kontext gültige Invariante. Diese Darstellungsdefizite öffnen Kritikern wie Stagl die Tür zu sicherlich berechtigter Kritik an relativistischen Strukturierungen des Sozialen. Folgendes möchte ich zur Veranschaulichung des Problems der Bewertungsgröße anführen:

Ein sozial-kultureller Bezugskontext, der beispielsweise im Bereich der bildenden Künste lediglich Individuen hervorbringt, die „Strichmännchen“ zeichnen können ist sicherlich nicht als gleichwertig zu einem kulturellen Raum zu bezeichnen, der Individuen hervorbringt, die anspruchvollste Ölgemälde zu Stande bringen, wenn die Bewertungsgröße „Leistung“⁸ im Bereich Kunst sein

⁷ Stagl bezieht seine Kritik insbesondere auf die Arbeiten von Feyerabend (1976, 1981 u. 1985).

⁸ Stagl befürchtet eine „Degradierung der Kultureliten“ (Stagl 1992, S. 152), wenn Leistungen dieser „Eliten“ relativistisch abgewertet würden. Eine solche Egalisierung bzw. Abwertung von Leistungen kann aber nur dann wirksam werden, wenn Leistung die invariante Bewertungsgröße sein soll, also, dass Leistung in allen Bezugssystemen gleich bewertbar wäre – eine solche Definition kann aus o. g.

soll *und* wenn Kunst vor andern Leistungsarten bevorzugt sein soll. Es kommt demnach darauf an, welche invariante Bewertungsgröße als *Normauswirkung wirklich* immer in allen Normräumen gleichwertig ist – die der Leistung ist es nicht. Leistung kann nur entweder anhand eines (willkürlich) ausgezeichneten, kultursystemunabhängigen Maßstabs gemessen werden und ist somit in verschiedenen kulturellen Systemen unterschiedlich groß ausprägbar, oder aber man bezieht sich auf den Sinnzusammenhang von Leistung und dieser ist systemabhängig. Letztgenanntes ist so zu verstehen, dass es z. B. im Bezugssystem „Wissenschaftler“ keinen Sinn macht, besonders weit springen zu können und umgekehrt macht es im Bezugssystem „Weitspringer“ keinen Sinn, überdurchschnittlich ausgeprägte Fähigkeiten im Bereich des abstrakten Denkens zu besitzen, wobei im Rahmen dieser Betrachtungsweise nicht zwischen den Systemen „Weitspringer und „Wissenschaftler“ gewertet wird. Leistung kann demzufolge lediglich sinnbezogen und bezugssystemabhängig oder anhand eines nicht relativierbaren absoluten und bevorzugten Maßstabs gemessen werden. Sie kann folglich keine relativierungsadäquate invariante Größe sein, die in beliebigen, gleichwertigen Bezugssystemen gleichermaßen erreichbar ist.

Auch die zentrale Frage der Metaethik, ob moralische Normen objektiv sind, und ob sich in diesem Zusammenhang eine relativistische Betrachtungsweise nicht verbiete⁹, argumentiert auf der Grundlage falscher Bewertungsgrößen. Gerade aus Pädagogensicht ist eine relativistische Normbetrachtung auf der

Gründen keinen Sinn machen. Wo Stagl allerdings – bei aller berechtigten Kritik – seine Relativismuskritik überzieht, ist dort, wo er fraglos annimmt, dass relativistisch orientierte Forscher Normen und Werte (insbesondere die ethisch-moralischen des eigenen Milieus) nicht mehr ernst nähmen, weil sie sich mit der Formulierung systemübergreifender nomologischer Aussagen beschäftigen. Meines Erachtens kann man als Sozialwissenschaftler zu Normen und Werten eine relativistisch reflektierte Perspektive einnehmen und gleichzeitig in aller Demut die eigene normativ-habituelle „Gefangenheit“ in einem bestimmten Normensystem anerkennen und dieses ggf. auch gegen andere Systeme verteidigen – es gibt gar keine andere Wahl. Eine „Einteilung der Menschheit in zwei Klassen: die „Insassen“ soziokultureller Systeme und deren „Wärter““ (Stagl 1992, S. 152) ist also sicherlich nicht zu befürchten.

⁹ Ernst argumentiert in diesem Zusammenhang, dass Moral von ganz anderer Art sei, als reine Geschmacksurteile, Moral somit nicht relativierungsadäquat sei, da sie nicht mit Geschmacksurteilen verglichen werden könne. Moral könne also genauso Objektivität beanspruchen, wie beispielsweise die Wissenschaft (vgl. Ernst 2008, S. 76 – 115). Meiner Meinung nach geht es aber nicht um das falsche Vergleichsobjekt zu Moral oder um objektiv oder nicht, sondern vielmehr darum, was sowohl Moral, als auch Geschmacksurteile (obwohl sie sicherlich nicht identisch sind, was aber nicht heißt, dass sie nicht der gleichen Art sind; vgl. Kap. 2.3.2) gleichermaßen auf der Ebene des Alltagsinteragierens auslösen, also über welche Bewertungsgröße sie verbunden sind. Was die Frage nach der Objektivität in wissenschaftlichen Kontexten angeht, kann es nur sinnvoll sein, zu definieren, welche Aussagen globale Objektivität beanspruchen können und welche Aussagen sich lediglich auf Lokali-täten beziehen – und moralische Normen können sich hier nicht ganz dem wissenschaftlich-analytischen Bewertungszugriff entziehen und zwar für den Teil der Moral nicht, der Interaktion sinnhaft reguliert (vgl. Kap. 2.3.2).